

Mexicanische Erzählung von Marietta u. Marcolico.

Zwischen Palmengruppen, sich an einen Hain von Lorbeer- und Johannisbrotbäumen lehnd, nicht gar weit vom Golf von Mexico, lag das reizende Blockhaus.

Freigenähte und wildes Weingeranke streckten ihre Zweige in die mit starken Laten versehenen Fenster und rothbraune Planken über das Dach bis zu den hohen dunklen Pinien und dort da zurück zum Dache.

Vom kleinen Wachturme, der mehr zur Zierrath als dem praktischen Zwecke der Befestigung diente, war die Aussicht eine entzückende.

Weil unten die blaue Wasserfläche, stundenlang spiegelglatt, bis plötzlich das Meer mächtige Wogen hereinbrachte, die brausend und klagen an den Rissen und Zähnen der Klippe zerfetzten — das anmutige Grün der Fruchthaine — kleine Inseln, die sich wie helle Blumen vom dunklen Meeresspiegel abhoben, und nachts graue, von der Sonne durchglähete Felsen, die sich abfallen und sich im Golfe baden.

Die Sonne war im Sinken. Rothgoldene Lichter huschten durch die grüne, heimliche Dämmerung des Waldes.

Neben einem blühenden Mandelgebüsch bewegte sich langsam eine Hängematte aus der ein winziges Köpfchen in goldgelber Sandale hervorlief. Ein lecher Sonnenstrahl titterte jetzt über einen plattisch geformten braunen Arm und eine jierliche Hand dahin und warf blendende Funken aus den Juwelen, die beide gierten.

Hand und Fuß gehörten einem schlanken und doch äppigen Wesen, das da aus schwarzen Glühaugen, offenbar ungebildigt, über den Blockhaus hinweg den Waldpfad hinabschaute.

Wie gradich die Hand den Fächer aus rothen Urtaraxesspänen bewegte! Wie kräftig die kleine Fingerringe an den Stamm der Pinie stieß, um die Hängematte zu schaukeln! Wie jierlich der Kopf mit den blauschwarzen Haaren sich auf den linken Arm stützte. Eine Pariser Modedame hätte das Alles nicht schöner getroffen.

Und wer war dies schöne Weib? — Eine Farbige, eine Westje, hervorgegangen aus dem Bunde eines Weichen mit einer Creolin.

Man nannte sie Yandohama. Sie wandte den Kopf. Neben dem Mandelgebüsch erschien das schwarze Gesicht eines Mulatten.

„Was willst Du, John?“ fragte die junge Frau freundlich.

Der Neger schaute den Wald hinab und da er dort nichts entdeckte, richtete er seine großen, weisheitlichen Augen auf seine Herrin.

„John ist sehr traurig,“ sagte er leise.

Yandohama richtete sich halb in der Hängematte auf.

„Warum bist Du traurig? Was fehlt Dir?“

„John spricht Dich heute noch — und morgen nicht mehr. Er ist morgen Abend schon auf dem großen Wasser und geht mit Colonel Miles dahin, wo die weißen Menschen wohnen.“

Mit einem Sage war Yandohama aus ihrem Schaulbetzte.

„Was sagst Du? Der Herr geht zurück nach England, in seine Heimath?“

„Du — Du begreifst ihn? Und ich?“

Der Neger bewegte seinen wellhaarigen Kopf hin und her, wie ein Esbär; bei John das Zeichen der Aufregung.

„Du, Herrin? Der Colonel hat die Farm an Mister Well Quackfast aus Süd-Florida verkauft und läßt Dich mit dem neuen Besitzer. — John ist sehr traurig.“

Zwei große Thränen, die über des Mulatten schwarze Wangen rollten, beträufelten seine Worte.

Yandohama lehnte sich, wie zu Stein erhärtet, an den Stamm der Pinie, und wie sie so da stand, die hohe wunderbare Gestalt in ein eng anliegendes Gewand von rother chinesischer Seide gefüllt, hätten ihre plastischen Formen jedem Bildhauer zum Modelle dienen können.

Das reiche lockige Haar, mit düstern Mandelöl gefalbt, hing in zwei schweren Zöpfen über den Rücken weit hinab, und Perlenkette, sowie kleine Silbermünzen, schmückten es. Das feine Oval des Gesichtes zeigte ein liebliches Profil, aber in den schwarzen Glühaugen, die die langdimperten Lider jetzt halb bedekten, loderte das Feuer wilder Leidenschaft.

„Verrathen — verkauft, wie eine Waare — lam es endlich müßsam aus der hochgehenden Brust hervor.“

Sie sah es laun, daß der Mulatte sich zur Erde geworfen hatte und in Schmerz und Anhänglichkeit seine Lippen auf den Saum ihres Kleides presste.

Endlich kam wieder Leben in die verzuglose Gestalt. Yandohama ging bis zu der kleinen Terrasse, die sich vor dem Blockhaus auf fünf Stufen erhob. Dort ließ sie sich auf einen der jierlichen Stühle aus Bambusrohr nieder und winkte dem Mulatten.

„Seit wann weißt Du vom Verkauf der Farm und von der Reise des Herrn?“ fragte sie fast tonlos.

Der Neger nahm einen zahmen Flamingo, der aus dem Hause geschöpft lam und es sich auf seiner Schulter bequem machen wollte, und ließ ihn hinabschleppen.

„John hat es erst heute früh erfahren, als sich der Colonel nach San Damiila hinüberdrehen ließ. John, sagte

# Der Sonntagsgast.

der Herr — ich gehe morgen zurück nach Europa. Die Farm ist seit einem Monat an Mister Well Quackfast aus Süd-Florida verkauft. Wenn Du Dich entschließen kannst, mich in meine Heimath zu begleiten — Du hast mich fünf Jahre in Treue bedient — will ich Dir einen Freibrief ausstellen lassen, ohne den Du in England nicht leben kannst. — Und John war sehr vergnügt und freute sich auf das große Wasser und das viele Gute, das die weißen Menschen in England genießen. John küßte dem Colonel die Hand und küßte wie ein Känguruh vor Freude, während der Herr weiter sprach: Ich komme erst spät am Abend von San Damiila zurück. Küsse Alles zur Abreise — meine Kleider, die Bücher, die Waffen. — Ja, ja, sagte John, aber es fehlt uns an Bekleidung, um das Eigenthum der Herrin wohl zu bewahren für die weite Fahrt. — Da sah der Colonel nach den Fenstern Deines Schlafzimmers und sagte langsam: Du irrst, Yandohama geht nicht mit uns. Sie bleibt hier gerückt als das Eigenthum des neuen Farmers.“

Die weißen Zähne des jungen Weibes strahlten jernig aufeinander, und die kleine Faust ballte sich trampfhaft.

„John sollte bei schwerer Strafe der Herrin kein Wort von alledem sagen — der Colonel hat's verboten; aber es ist ja traurig, der arme John, ja traurig — da müßte er sprechen. Wenn Du ihn aber verräthst, bekommt John die Peitsche und wird neben dem heißen Schmiededosen festgebunden.“

Yandohama erhob sich.

„Sei unbesorgt, ich verrathe Dich nicht! Jetzt geht das Wahl für den Abend. Erst spät kommt der Herr, laßt Du? Geh' nur, ich muß allein sein.“

Der Neger küßte ihr die Hand, lugte nochmals auf den Waldpfad hinüber und beschwand dann im Hause.

Nach immer arbeitete die Aufregung in Yandohama's Innern. Die Lippen fest aufeinander gepresst, die kleinen Hände trampfhaft verschlungen, stand sie an der Terrasse.

„Verkauft — verrathen!“ schrie es in ihr auf.

Das also war der Lohn für Jahre der treuesten und heißesten Liebe. Zum fünften Male war die Regenzeit vorüber, seit der weiße Mann aus dem Norden Amerika's nach Süd-Florida lam, um sich eine prächtige Farm zu erringen. Sie selbst, Yandohama, war zur Jungfrau erblüht, obwohl kaum vierzehn Jahre; allein im Süden erblühen die Frauen so schnell, als sie bald wieder verwelken.

Sie hatte ihre glückliche Kindheit bei Mister Walters, dem Missionar von Tintolor, zugebracht, der ihre Mutter, die rechtsmäßige Frau eines Schiffscapitäns, wenn auch nur eine Farbige, freundlich aufgenommen, als sie den Gatten gelegentlich eines schrecklichen Orkans verlor. Mister Walters behielt auch das Kind und zog es auf, als die arme Missis Jiffha bald darauf ihre schönen Augen schloß.

Der Missionar liebte Yandohama wie sein eigenes Kind. Eines Tages brachten zehn Schwarze einen reichen und vornehmen Weichen in einer Art Tragwagent. Colonel Miles hatte das Malariastieber und Yandohama widmete dem Kranken monatelang die sorgfältigste Pflege, verlor indeß bei diesem Samaritendienst vollständig ihr kleines Herz an den schönen blonden Engländer. Sechs Wochen nach des Colonel's Genesung gab der Missionar sie zusammen.

Miles, der wissenschaftlichen Studien lebte, reiste im Lande umher, schlug bald hier, bald da sein Quartier auf und errichtete endlich vor Jahren die Farm am Golf von Mexico.

Das sie sein Herz nie ausgefüllt hatte; das wußte Yandohama. In einer Zeit behandelte Miles sie wie ein Kind; später wurde sie ihm ein Spielzeug; seit Jahr und Tag war er kalt gegen sie. Oft wies er ihre Zärtlichkeit fast brutal zurück. Doch hatte er nie von einer Trennung gesprochen, auch selten einer Heimkehr nach dem nebligen Strande der Ithense erwähnt.

Nach gestern, bei der Siefa, als sie ihm sein Liebungslied aus den trischen Bergen auf der Laute gespielt, die Mister Walters sie gelehrt, hatte er einen Kuß auf ihre Lippen gedrückt, sie sein „süßes Kind“ genannt — und morgen — morgen lieg er sie einem Andern, dem er sie verrathet, wie eine Waare.

Wie Schuppen fiel es von ihren Augen. Miles hatte sie nie geliebt — für ihn existirte die mit ihr geschlossene Ehe gar nicht — Mister Walters war tot seit einigen Monaten — kein Zeuge vorhanden. Der Colonel lam als freier Mann in seine Heimath und konnte unter den weißen Leuten seines Landes sich ein Weib nehmen, von deren Stolz und Schönheit er ihr viel erzählt hatte.

Yandohama presste die Hand gegen das wild schlagende Herz. Glühende Eiferlust und die Sehnsucht nach Rache wühlten in ihrer Brust. Sie kannte Miles zu gut — ihn von einem einmal gefassten Entschlusse abzubringen, war unmöglich. Mit der Thatfache also mußte sie rechnen.

„Versieh er sie — das gelobte sie sich — sollte kein anderes Weib mehr an seinem Herzen ruhen!“

Sie schlang die langen Zöpfe um ihren Kopf und besetzte sie mit Eisenbeinadeln. In ihrem Zimmer wuschelte sie die goldenen Sandalen mit eisernen dunklen aus Eberleder, küßte Haupt und Röcher in einen grauen Flaed und verließ das Blockhaus und seine Umgebung.

Nicht weit von der Farm hatte Miles einen Canal und einen Teich angelegt lassen. Es hatte das Arbeit und ein gut Stück Geld gekostet, denn der Urtwald ließ sich jeden Fuß Landes mühsam abriegen.

Dort hin lenkte Yandohama jetzt ihre Schritte.

Unten am Teichufer lag ein kleines bequemes Canoe. Der Colonel hatte es für sie bringen lassen.

Das junge Weib löste die Rette vom Pflock, ergriß die Ruder und war mit ein paar kundigen Schlägen auf das Wasser bald mitten im Teich, in den Feigenbäume und Weingerant ihre Wurzeln und Äste streckten, schwarze Flechten, Gräser und Blumen sich schaukelten, gigantische Bäume ihr Schattenbild warfen.

Oft schlüpfte Yandohama hierher, wenn Miles, sie tag, ja wochenlang verließ; hier träumte sie offenen Auges, lebte in ihrer eigenen, selbstgeschaffenen Welt. Auch der Colonel liebte diesen Theil bergesehenen Paradieses.

Rothje und grüne Papageien flatterten von Ast zu Ast, ein wilder Pfau entfaltete sein besterbenimmerndes Gefieder, und drüben am Ufer stand ein schgrauer Kranich auf einem Stein und ließ den nackten rothen Hintertopf nach vorn hängen.

All das beachtete heute Yandohama nicht. Sie trieb das Canoe zu einer Stelle des Teiches, die — es war jetzt die trockne Jahreszeit — einen Sumpf bildete, eine schwarz-grüne breiige Masse, auf der Giftpflanzen prächtige Blüten entfalteten. Dort lag ein vom Sturme halb entwurzelter Cypressenbaum, der beim Falle auf eine uralte Pinie gestürzt war und nun über das Wasser hinweghing.

Yandohama spähte umher, und da sich Nichts regte, duckte sie sich im Canoe und begann eigenthümliche Klageklänge anzuhören, ähnlich dem Winseln junger Hunde, dann lautete sie. Fünfzig Schritte weiter erhob sich eine dunkle Mauer des Sumpfpfiegels, ein langgestreckter Kopf zeigte zwei hornige Höder, unter denen ein paar große Augen hervorglöhnten, denn kam eine Nasenspitze und endlich ein halbgedeckter Kaden zum Vorschein, dem furchbare Zähne etwas Granenhautes verliehen.

„Gehört Himberjerst auch dazu?“

„Nein, Berereste!“ verabschiedete sich der Doktor.

Stille Tage ging die schwierige Angelegenheit des Admirals recht gut von Statten. Herr Wankler, mit einem leibhaftigen Sinn für Komantik ausgerüstet, dänkte sich überaus interessant und ein Musterbild männlicher Energie. Freilich je länger die Geschichte dauerte, um so ungemüthlicher wurde ihm; und schon begann er, in seiner Seele bedenkliche Pläne herumzumähen.

„Ach was, so ein Bißel Wein hier und da, nur eben um den Lebensmuth wieder aufzufrischen — das wird doch nichts schaden!“ — Kann nichts schaden, wenn's mit Maß geschieht. Katholisch mit Maß; wozu ist man ein Mann? Und überhaupt: soll man sich so binden und fesseln lassen? Nein, nein, das wäre unthunlich.“

Er verriet in tiefes Nachsinnen.

So ganz offen konnte er's natürlich nicht treiben, denn er hatte gewaltigen Respekt vor seiner Gattin Babette. Er mußte sich ein ganz raffiniertes Mittel ausdenken. Und er kam mit wildarbeitender Phantasie nach.

„... Wie das Ehepaar in der Abenddämmerung desselben Tages beisammen saß, lud Herr Wankler auf einmal an:

„Du, Frau, man geht doch eigentlich mit seiner Gesundheit recht leichtfertig um.“

Die Gattin Babette schaute ihn scharf an und entgegnete:

„So, Alter, geht Dir doch auch einmal ein Licht auf!“

„Ich mein's nicht so. Da hab' ich eben in der Zeitung einen Artikel über das Odel gelesen. Es ist ganz unverantwortlich, wie man seine Zähne vernachlässigt; aber die schlimmen Folgen

denkte ihm den feurigen Nebensaft Spaniens, trank ihm zu und benebelte ihm so die Sinne mit süßem Lakeln und Schamwein. Ihm war, als habe er sie noch niemals so schön, so liebreizend gesehen. Bald aber wandte er sich ab und murmelte:

„Und doch nur die Schönheit eines farbigen Weibes!“

Yandohama hatte ihn dennoch verstanden. Er sah den Blick glühenden Hasses nicht, der ihn streifte, sonst hätte er sich nicht bereden lassen, weiter zu trinken. Wie sie dann die Ruder überholte und ihm eine kurze Fahrt auf dem Teiche abwärts machte — ihn jätlich umfänglich, führte sie ihn zum Wasser hinab. Mit Mühe stieg der Colonel in das Boot und legte sein schwarzes Haupt auf den Rand des schmalen Fahrzeuges. Yandohama ergriß die Ruder — leise trieb das Canoe auf dem Wasser.

Der Mond schien in greulichem Silberlichte, gepenligte Schatten warfen die Bäume, betäubender Blumenduft und Wasserhauch erschwerte das Athmen. Auf des Colonel's Verlangen sang Yandohama zur Laute mexicanische Weisen. Reiser und leiser klang ihre Stimme — Yandohama beugte sich über den fest geschlossenen, und ihre Augen glitzerten, wie die einer Pantherkappe.

Jetzt löste sie rasch die Seidenbinde ihres Gewandes, theilte sie in zwei Hälften und band dem vom Wein veräuschten Händchen und Füße. Als sie emporstach, gewahrte sie den Kopf des Alligators, der in weitem Bogen das Canoe umschwamm.

Während Yandohama dem Landungsplatze zuströmte, ließ sie die früher erwähnten Klageklänge junger Hunde hören — der Ruck, dem der Alligator folgte.

Jetzt fuhr das Boot auf den Sand, und Yandohama verthete es, den Colonel aufzurichten.

„— Doch nur eine Sklavin, laßt der Schlaftrunkenen.“

„Meinst Du —?“ schrie sie auf. In wilder Radsucht hob sie ihn in ihren Armen empor und warf ihn über Bord. Hoch auf spritzte das Wasser — der Kaden des Alligators wurde sichtbar — dann erschien ein schwarzrother Fleck auf dem Spiegel des Teiches.

Wie von Furiem verfolgt floh Yandohama zurück in das Blockhaus.

Tage darauf nahm Well Quackfast Besitz von der Farm; zu seinem Leidwesen fand er aber die schöne Sklavin todt auf ihrem Kuchebette — vergiftet....

## Odel.

Eine bedenkliche Historie von Dr. Owiglah.

Keinen Tropfen Alkohol mehr, Herr Wankler!“ hatte der Doktor gesagt. Und der Frau Partikulier Wankler hatte er vor der Thüre nochmals dringend eingeschickt, dem löckertranken Gemahl alle geistigen Getränke vor der Nase wegzuräumen.

„Gehört Himberjerst auch dazu?“

„Nein, Berereste!“ verabschiedete sich der Doktor.

Stille Tage ging die schwierige Angelegenheit des Admirals recht gut von Statten. Herr Wankler, mit einem leibhaftigen Sinn für Komantik ausgerüstet, dänkte sich überaus interessant und ein Musterbild männlicher Energie. Freilich je länger die Geschichte dauerte, um so ungemüthlicher wurde ihm; und schon begann er, in seiner Seele bedenkliche Pläne herumzumähen.

„Ach was, so ein Bißel Wein hier und da, nur eben um den Lebensmuth wieder aufzufrischen — das wird doch nichts schaden!“ — Kann nichts schaden, wenn's mit Maß geschieht. Katholisch mit Maß; wozu ist man ein Mann? Und überhaupt: soll man sich so binden und fesseln lassen? Nein, nein, das wäre unthunlich.“

Er verriet in tiefes Nachsinnen.

So ganz offen konnte er's natürlich nicht treiben, denn er hatte gewaltigen Respekt vor seiner Gattin Babette. Er mußte sich ein ganz raffiniertes Mittel ausdenken. Und er kam mit wildarbeitender Phantasie nach.

„... Wie das Ehepaar in der Abenddämmerung desselben Tages beisammen saß, lud Herr Wankler auf einmal an:

„Du, Frau, man geht doch eigentlich mit seiner Gesundheit recht leichtfertig um.“

Die Gattin Babette schaute ihn scharf an und entgegnete:

„So, Alter, geht Dir doch auch einmal ein Licht auf!“

„Ich mein's nicht so. Da hab' ich eben in der Zeitung einen Artikel über das Odel gelesen. Es ist ganz unverantwortlich, wie man seine Zähne vernachlässigt; aber die schlimmen Folgen

bleiben nicht aus.... Ich muß gestehen, ich spür' auch schon die allerhand Beschwerden, die da geschilbert werden. Wenn ich morgen meinen Spaziergang mache, nehm' ich mir doch so ein Flaßchel mit heim.“

„Ach was,“ erwiderte Frau Babette, „wozu so neue Narrheiten?“

Herr Wankler hatte aber doch eine Flasche Odel mit nach Haus gebracht, und zwar gleich eine große.

„Man kommt auf diese Weise viel billiger weg,“ hielt er, der über den wenig verschreibenden Doktor so wie so ärgerlich war, der skeptischen Gattin entgegen.

„Ich danke für derlei Kram,“ sagte die, „ich bleibe beim Allen.“

„Um so besser,“ dachte sich der biedere Gemahl.

Das vornehme Gefäß wurde nicht auf dem Waischisch des Ehepaares untergebracht, sondern im Kleiderkasten des Herrn Wankler.

„Das Odel könnte sonst verriechen,“ meinte der hygienische Privatmann.

Aber mit einer Aufopferung und scheinbaren Selbstüberwindung, die seiner Frau Verwunderung abnötigte, betrieb er die Kultur seines Zabingezuges und verschwand nach jeder Mahlzeit im Schlafzimmer, um Mund und Zähne total vor allen jahrfressenden Stoffen zu schützen.

Doch er in ungläubiger Verworfenheit den Inhalt der Flasche hinter einem Tannendamm ausgegossen, die Flasche gründlich gespült und mühsam beim profittüchtigen Apotheker um theures Geld mit Xeres hatte auffüllen lassen, und daß dies jeden Tag beim Morgenputz wieder und wieder geschah, das behielt er freilich in seinem verdorbenen Herzen.

Aber die Remedis blieb nicht aus.

Als Herr Wankler wieder einmal auf seiner Ergänzungspilgerfahrt begriffen war, bekam seine Gattin Zabingezug und wollte es in ihrer Einsamkeit nun doch einmal mit diesem neumodischen Ellixir versuchen. Die Flasche war jedoch aus dem Kasten verschwunden.

Sehr zur Ungzeit kam eben der Gemahl frühlich lächelnd herein.

„Ich kann dein Odel nicht finden!“ rief ihm die Zahnwehgepeinigete entgegen.

Verlegen erwiderte Herr Wankler: „Jaso.... nun freilich.... ach ja; eben habe ich eine neue Flasche geholt. Aber woher....?“

„Der damit!“ Und sie riß ihm das blau-weiße Unglücksgefäß aus der Hand und begann es trampfhaft gegen ein leeres Glas anzuschütteln.

Wie sie aber den bräunlichen Saft an die Lippen brachte, war mit einem Schlag das Weh vorüber, denn eine viel schmerzlichere Erleichterung lam über sie.

„Christoph! Was ist denn das....?“

„Ich glaube gar, Du hast da....?“

„Christoph, jetzt komm' ich Dir hinter Deine Geheimnisse!“ Das heißt man also Zähne pflegen?! Jawohl, Deinen Weisheitszähne Du Holodri....!“

— Wir lassen im Gefühl unserer Unfähigkeit, der nachfolgenden Erörterung in ihrer ganzen dramatischen Würde gerecht zu werden, beider den Vorhang der Nächstenliebe fallen.

## Der Erhoffene.

In dem Feldzuge von 1797, in welchem die Oesterreicher in Italien gegen die Franzosen unter General Bonaparte kämpften, hatte sich Feldzugmeister Alving entschlossen, in der Nacht vom 14. auf den 15. Januar einen entscheidenden Schlag auszuführen. Ein kluger Plan war erforschen, um den Feind auf den berühmten Höhen von Rivoli zu umzingeln und diese vielgeübten Linien zu durchbrechen. In aller Stille rückten die Kolonnen während der Nacht an die ihnen angewiesenen Punkte, und damit der Feind von dem ihm drohenden Schlage völlig unermuthet überrascht werde, war jeder Schuß bei Todesstrafe verboten.

Ein Soldat von dem Regiment Jellachich, ein vortrefflicher Schütze und begabt mit einer Sinnesstärke, welche selbst die Dunkelheit der Nacht durchdrang, sah sich bei dem Vordringen in dem okkupirten Terrain plötzlich einem feindlichen Vorposten gegenüber. Vielleicht schien es ihm, als ob der Franzose ihn eben bemerkt wie er ihn; genau, er drückte dem ausdrücklichen Befehle des Feldzugmeisters zuwider sein Gewehr los. Kaum war das Geräusch des Schusses verhallt, als es sich auch schon an allen Enden rührte; das Geräusch fällt sich mit glühenden Bajonetten, und bald begannen die ebernen Schilde der verderblichen Spiel. Gleich nach dem Fall der Munit sprengte auch der greise Feldzugmeister herbei und fragte erschrocken, wer geschossen habe.

Man hatte den unglücklichen Thäter bald

ausfindig gemacht, und der General befohl, ihn unverzüglich hinter der Front zu erschießen. Es geschah und der Soldat fiel, von drei Kugeln getroffen, zu Boden. Die Folge dieses unglücklichen Schusses war aber, daß die Oesterreicher sich zurückziehen mußten. Mantua fiel am 14. Februar in die Hände der Franzosen.

Im Jahre 1801, während einer der kurzen Waffenpausen, welche der stets wachsende Ehrgeiz Napoleons den Oesterreichern gönnte, besichtigte der Feldmarschall Baron Albing, damals kommandirender General in Ungarn, das Lager, welches ein beträchtlicher Theil seines Armecorps im Süden von lauph des Gsepeler Donauarmes bezogen hatte.

Unter anderen hatte auch das 53. Infanterie-Regiment — früher das Regiment Jellachich — dort seine Zelte aufgeschlägt. An den Reihen derselben angekommen, nahm der Feldmarschall den Obersten den Rapport ab. „Guter Excellenz erinnern sich vielleicht,“ sagte dieser, „an einem Mann, der am 15. Januar 1797 vor Rivoli erschossen wurde, weil er gegen Ihren Befehl sein Gewehr abgeschossen hatte?“

Auf die bejahende Antwort des Marschalls ließ der Oberst einen Mann vortreten und sagte: „Erlauben Euer Excellenz, daß ich Ihnen den Erhoffenen vorstelle. Er wurde von dem vordringenden Feinde aufgehoben, und da man, trotzdem er von drei Flintentugeln getroffen war, noch Lebensspuren an ihm entdeckte, in ein französisches Feldhospital aufgenommen und geheilt. Seither war der Mann in französischen Diensten in mancher Herren Landen, aber das Heimweh überlam ihn zuletzt, und er hat sich diesen Morgen bei mir gestellt. Was befehlen Euer Excellenz, daß mit ihm geschehen soll?“

Es ist hier zu bemerken, daß damals noch die lebenslängliche Kapitulation in Oesterreich bestand.

Der Feldmarschall dachte eine Weile nach und fragte endlich: „Wissen Sie aber auch gewiß, ob dieser Mann wirklich der Erhoffene ist?“

„Abgesehen davon, daß ihn alle alten Kameraden wiedererkennen, hat der Arzt an seinem Körper die Narben der drei Wunden aufgefunden!“ war die Antwort des Obersten.

„Tobte Zeute, Herr Oberst,“ sagte der Feldmarschall ernst, „kann der Kaiser in seiner Arme nicht brauchen; Sie werden demnach Sorge tragen, daß der Mann seinen förmlichen Abschied bekommt.“

Das merkwürdige Ereignis nahm übrigens einen für den Soldaten recht günstigen Ausgang. Der Kaiser hatte Albing ein großes Gut im Banate geschenkt, und auf demselben lebte der Erhoffene noch manches Jahr als glücklicher Schloßwächter.

## Schicksal einer Neujahrswunschkarte.

Gegen Ende des letzten Jahres machte ein neubermähltes Ehepaar seine Hochzeitsreise nach Paris. Angesichts des Jahreswechsels gedachten die Weiden an der Seine ihre Lieben im schwäbischen Heimathland und sandten ihnen Neujahrswunschkarten. Sie schickten eine solche auch einem Oheim G. in München, O. A. Cannstatt:

„Es wünscht das junge Ehepaar dem lieben Onkel ein gutes Jahr.“

Nun stehen bekanntlich die Franzosen mit der Geographie auf etwas gespanntem Fuß. Obwohl die Karte ausdrücklich mit „München, O. A. Cannstatt in Würtemberg“ adressirt war, lam sie nach München im Elsaß. Dort fand sie wirklich Einen, der den gleichen Namen hatte, wie Onkel G. in München, O. A. Cannstatt. Der Mann hat offenbar ein gutes weites Herz; denn es war ihm nicht möglich, die Karte der Post zurückzugeben, ohne obige Neujahrswünsche also fortzusetzen:

„Ein Namensbruder im Münchertal wünscht es dem Onkel noch einmal.“

Das nun die Karte, statt dem Onkel am Bedarf zuwandern, nach München in Weßfalen lam, ist schon noch begründlich; daß sie aber von dort nach München gelenkt wurde, wäre kaum zu glauben, wenn nicht, wie der „Schwäbische Merkur“ berichtet, der Postknecht es deutlich und klar auswiefe. Nun, an der Jahr waren sie so helle und gaben die Karte fort auf die Route nach Cannstatt. Von hier fand sie auch mit dem Boten den Weg hinaus nach München. Ihre Poste aber trat dort in einem Dergen verwandte Straßen. Ehe sie an den Adressaten abgegeben wurde, schloß irgend Jemand obige Dichtung mit den Worten:

„Den rechten Onkel hat sie nun; jetzt darf die arme Karte ruh'n!“

## Verplappert.

Sie: Arthur, Du bist mir untreu, ich habe Dich gestern mit einer anderen Dame gesehen!“

Er: „Das ist nicht wahr! Uebrigens, warum hast Du mich nicht angesprochen?“

Sie: „Das hätte ich gern gethan.... aber ich hatte ja einen Herrn bei mir!“

## Schnell gerügt.

Gnädige Frau (den Diener dabei treffend, wie er gerade eine Flasche an den Mund setzen will): „H! das Geschlecht, Jean!“

Diener (krumm): „Nein, es scheint Rosenkranz zu sein!“